

größerung unmöglich sei. Und doch hat in den fast 100 Jahren seines Bestehens eine zweimalige Erweiterung, und zwar jedesmal nach Osten, also zur Stadt hin, stattgefunden. Diese kaufte im Jahre 1865 den tiefen und breiten Graben, der allerdings bis zu einer beträchtlichen Höhe angefüllt war und als Gartenland benutzt wurde, dazu im Jahre 1880 den daran sich anschließenden Teil bis zum heutigen Eingang. So erklärt es sich denn auch, daß man die ältesten Gräber nicht auf dem vorderen, sondern auf dem hinteren, älteren Teil des Friedhofes findet. Jetzt erhielt er auch noch sein herrliches Barockportal, das die ehemalige Kapuzinerkirche zierte, die im Jahre 1830 abgebrochen werden mußte. Möge kein Fremder, der nach Rütgen kommt und etwas kunstgeschichtliches Interesse mitbringt, veräumen, diese schöne Zierde aus der Barockzeit in Augenschein zu nehmen!

Es sei dann noch erwähnt, daß der Friedhof bis zum Jahre 1882 Eigentum der Stadt war. Auf Antrag der kath. Kirchengemeinde erklärte sich diese bereit, ohne Entschädigung auf das Eigentumsrecht zugunsten der kath. Kirchengemeinde zu verzichten. Die Regierung in Arnberg erhob jedoch dagegen Einspruch und verlangte, daß der Stadt eine entsprechende Entschädigung gezahlt würde. Die Stadt erklärte sich mit 500 Talern zufrieden, und dann ging nach Zahlung dieser Summe der Friedhof in den Besitz der kath. Kirchengemeinde über.

Neuerlich erinnert jetzt nichts mehr auf dem „Borchberge“ an die alte Ritterzeit; nur durch einzelne Funde, die hier beim Aufwerfen der Gräber gemacht werden, wird die Erinnerung an längst vergangene Tage wachgehalten. So sind im Besitze des Herrn Pieper-Sauerland hier selbst einige Rittersporen aus Bronze und Eisen, die anstelle des Rittersporen einen Stachel aufweisen, mehrere Schnallen, eine Bronzefette, ein Pfeil, eine alte Streitart, ein Krug und sehr gut erhaltene Wildschweinzähne.



Van Dokters und Apethaikers.

Plattdeutsche Sprichwörter.

„n guodden Dokter brukt kün Schild ant Sus.“

*

„Wipiene sind Wipiene, seggt Schulten Jausepp, do drant heit dā Medesin, wat em de Bestiohrot für sienen Wallach giewen haor, as he Kollit har.“

*

„Alls, wat guod rüket, kömmt van mie, segg dā Apethaiker, do vertoff he 'n Dösten Lusefaiwe.“

*

„Et sin flechte Tieden, sagg de Dokter, kün Doibel wärd wā trant.“

*

„Wā'n Quackfalber röppet, de giwt 'm Daut n' Dringgeld.“

*

„Wat guod smecket, dat süppet de Apethaiker sölwer, sagg Hagnen Hennerich, do mogg he dā Medesin nich.“

*

„Et giem di 'ne Bittere Pille to sluden.“

*

„De Apethaiker hāt 'n Silletel filot dā Achterbüx.“

Scholarenblut.

Von Paul Koch-Lippstadt.

Rosige Wölken fliegen,
Die Sonne im Westen versinkt;
Der Dämmerung Schleier ziehen,
Der Vöglein Lied verklingt.

Des Abends Kühle säßelt
So lind über Wald und Feld,
Die Blumen verwirrend duften:
Wie schön ist nun die Welt!

Ich ziehe allein meine Straße
Und froh mein Lied ertlingt:
Vom Wandern von Maienwonne,
Vom Mädchen, das gut zu mir,
Meine Liebe vertrau ich dem Winde,
Daß er trage sie hin zu ihr.

Am Tage schier hab ich verzweifelt,
Der Beutel ist schlaff und leicht;
Nun alle Sorgen entweichen,
Wenn's nur für heute noch reicht.

Im Krüge sitz' ich im Garten,
Vor mir der kühle Wein.
Hier will ich, so dent ich, erwarten
Des Morgens ersten Schein.

Die Nachtigall löst süße Laute
Aus ihrer Sängerbrust;
Das klinget voll Schmerz und Leide
Voll Wonne und voll Lust.

Den Becher schon oft ich leerte
Und wiegte die Kanne dazu.
„Frau Wirtin, noch einmal füllen,
Dann stür' ich Euch nicht mehr die Ruh!“

Ich küße den Kopf in die Hände
Und sinne in mich hinein;
Gar rosige Bilder steigen
Und ziehen vorbei in Reih'n.

Mein Liebchen, das hielt im Arme;
Sie plauderte süß zu mir:
Wir sprachen von Heimat und Ehe,
Von lieber Kinder Schar.
Ich klopfte gar stolz auf den Beutel,
Merkwürdig, wie voll er war.

Ein dumpfer Schlag mich weckte,
Mein Kopf lag auf der Bank;
Im Osten der Tag sich redete,
Hell scholl der Vöglein Sang.

Mir ward es plötzlich so elend,
Ein Traum war nur mein Glück;
Ich kam so arm wie gegangen,
Wohl wieder nach Hause zurück.

Den Wanderstab erfaßte ich,
Aus trank ich meinen Wein,
Zog meinen Hut in die Stirne
Und ging in den Morgen hinein.

Heimatschriften.

Die Heimat, herausgegeben vom Westfäl. Heimatbund. Das Rortum-Sonderheft zur 100. Wiederkehr des Todeslages des Kobladendichters (15. August) bietet dem Freunde des heimatischen Gedankens eine Fülle reichster Anregung. Der Dichter der wertvollsten humoristisch-satirischen Verse der neueren Zeit erhält durch den umfangreichen Gedächtnisartikel von Dr. Karl Deicke ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Dr. Kortum, der als Dichter der „Johliade“ eine kaum von ihm geahnte Bedeutung in der Literaturgeschichte erhalten hat, war auch ein eifriger Volksforschungsforcher, stets bestrebt, Heimatgefühl und Heimatliebe zu wecken. Von dieser Seite würdigt ihn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Hoffen, während Justizrat Dr. Wummenhoff interessante Mitteilungen über Dr. Kortums Privatleben macht. Mehrere andere Mitteilungen über Dr. Kortums schriftstellerische Bedeutung und das Buchum der damaligen Zeit vervollständigen das mit entsprechenden Abbildungen ausgestattete Heft, das bei Einzelbezug nur 75 Pfg. kostet.



Organ zur Pflege der Heimatkunde.

Geeignete Mitarbeiter willkommen!

Herausgeber: Carl Baumanns, Lippstadt.

Widerrechtlicher Nachdruck verboten.

Nr. 8.

Mittwoch, 20. August 1924.

6. Jahrgang.

Gott zum Bruch zuvor!

Ihr lieben Leser von der Lippe, von der Alme und Diemel, von der Ruhr und Weser, und nicht zuletzt Ihr aus dem sagenumwobenen Nethegau!

Zum ersten Male treten die Heimatblätter, die schon seit Jahren den Beifall der Leser von der Lippe und Saar gefunden haben, vor eine größere Lesergemeinde. Ihre Aufgabe, der Heimatkunde und damit der Liebe zur Scholle und dem Vaterlande im kleinen zu dienen, ist erweitert; aber der Beziehungen zwischen den einzelnen Gebieten des nunmehr vergrößerten Leserkreises sind so viele, daß der wahre Heimatfreund auch volles Verständnis für die Geschichte der Nachbarkreise haben wird.

Eine Reihe von neuen Mitarbeitern werden Euch, liebe Leser, mit wertvollen Beiträgen erfreuen. Bewahrt die Heimatblätter als ein Archiv für die gerade in heutiger Zeit unentbehrliche Heimatkunde, die Grundsteine liefert zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes.

Der Herausgeber.



Corvey!

Von Franz Kesting.

Welch und lind die Linden kispeln
Und ich lausche ihrem Raunen,
Durch geweihte Klostersgänge
Schreite ich mit frohem Staunen.

Leise, leise will ich treten
Zu den gottgeweihten Stätten,
Leise wie die frommen Mönche
Zu den mitternäch't'gen Metten.

Leise, daß ich nicht die Schläfer
Unter grauen Steinen wecke
Und vielleicht ihr müdes Seufzen
Nachts die Kreuzgewölbe schreie.

Und doch sind sie noch lebendig,
Ob sie auch zu Staub verfallen,
Denn der Sang von „Dreizehnlinden“
Braust belebend durch die Hallen.

Und im Klosterfrieden schlummert
Einer, der wird ewig leben,
Er, der uns aus deutscher Seele
Hat das deutsche Lied gegeben.

Goldene Sprüche, Weisheitsprüche,
Hör ich aus des Priors Munde,
Und im stillen Klostergarten
Kühlt der Falt die heiße Wunde.

Wache auf, du edler Barde,
Laß der Harfe Saiten klingen!
Laß uns wieder stolz und gläubig
„Deutschland über alles“ singen!

Der Mönchshof in Wörden.

Von Bülter.

Wenn man auf der Straße von Steinhelm her den Markt-Wörden betritt, so erblickt man am Eingang zum Dorf, rechter Hand in geringer Entfernung vom Wege ein stattliches Bauerngehöft. Freundschaftlich grüßt das in schmuckem Fachwerk erbaute Wohnhaus aus dem Garten herüber. Es ist der sogenannte Mönchshof. Der Name erinnert an die Mönche des nahen Klosters Marienmünster, die bis zum Jahre 1803 den Hof in Besitz hatten.

Der Mönchshof hat eine bewegte Vergangenheit. Seine Anfänge gehen zurück in die Zeit von 1319–24. In jenen Jahren war der Marienmünsterische Abt Hermann von Mengersen, genannt der Weise, damit beschäftigt, den dem Kloster zugehörigen Ort Wörden zum Schutze gegen die räuberischen Ueberfälle, unter denen die Abtei und ihr Gebiet zu leiden hatten, zu einer Stadt und Festung auszubauen. Am westlichen Rande des kleinen Hügels, auf dem die Stadt erbaut wurde, an der Stelle, wo gegenwärtig der Gutshof des Freiherrn von Hatzhausen liegt, erhielt die neue Festung eine Burg. Heute noch wird der Hatzhausensche Hof von den Einwohnern Wördens allgemein „die Burg“ genannt. Von hier aus konnte die unten im Tale vorbeiführende Straße von Ratel nach Marienmünster leicht überwacht werden. Außer der Hauptburg im Westen erbaute der Abt am östlichen Ende oder genauer gesagt, in der nordöstlichen Ecke des Stadtbezirkes, an der Stelle des heutigen Mönchshofes, einen kleineren Burghof. Dort wäre im Falle eines feindlichen Ueberfalles die Stadtmauer am leichtesten zu ersteigen gewesen, und bedurfte darum einer besonderen Schutzanlage. Denn während nach den anderen drei Seiten der Stadthügel steil abfällt, senkt sich nach Osten zu das Gelände nur ein wenig und läuft dann leicht ansteigend aus.

Wie die Hauptburg — in den alten Urkunden wird sie meist „Haus“ oder „Schloß Wörden“ genannt — so erhielt auch die Nebenburg — sie heißt noch 1606 „das Burgeß“ (= Burghof) — eine Ausstattung mit Grundbesitz. Die so geschaffenen Gutshöfe oder Burglehen wurden als Lehen an adlige Herren gegeben, die dann Burgmänner hießen. Als Gegenleistung für die Nutznießung der Höfe hatten sie die Verpflichtung, in der Stadt zu wohnen und dieselbe nach Kräften zu verteidigen. Naturgemäß mußten im Ernstfalle auch die Wördener Bürger selbst bei der Verteidigung ihrer Stadt mitwirken. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die sehr alte Wördener Schützengesellschaft ursprünglich die organisierte Bürgerwehr der Stadt war und bei feindlichen Angriffen die Mauer zu besetzen hatte.

Das alte Burgeß hatte nicht dieselbe räumliche Ausdehnung wie jetzt der Mönchshof, der an dessen Stelle steht. Wo heute Wohnhaus und Garten sich befinden, gingen damals die Stadtmauer und der tiefe Burggraben her. Die Ostwand der neben dem Wohnhaus stehenden Scheune gibt genau die Richtung der ehemaligen Stadtmauer und das östliche Ende der alten Stadt und Festung an. Alles, was an Häusern und Gebäuden nördwärts dieser Linie liegt, ist erst nach dem Jahre 1806 entstanden.

Es ist nicht überliefert, mit wie viel Land das Burgeß anfangs ausgestattet worden ist. In Breitenborn, das kurze Zeit nach der Gründung Wördens gleichfalls von Kloster Marienmünster zu einer Stadt und Festung ausgebaut wurde, gab es Burgmännchen, zu denen nur 2 Hufen, d. h. 60 Morgen gehörten. Nach dem Raume zu urteilen, den der alte Burghof einnahm, muß die erste Ausstattung unseres Burghofes erheblich größer, vermutlich doppelt so groß gewesen sein. Außer dem Haupthofe und dem Burgeß gab es noch 7 weitere Burglehen in Wörden.

Die Mönche von Marienmünster vermochten die Festung Wörden nicht zu halten. Bereits im Jahre 1324 sahen sie sich genötigt, dem Bischof Bernhard V. von Paderborn den Platz gegen anderweitige Entschädigung durch Vertrag zu übergeben. Die Hauptburg wie das kleinere Burgeß und die anderen Burglehen wurden dadurch Lehnsgüter des Bischofs. Ob noch der Abt lebte oder erst der Bischof das Burgeß erstmalig als Lehen vergeben hat, ist nicht mehr auszumachen. Wahrscheinlich hat ein Glied der Familie von Luthardessen als erster Burgmann dieses Burglehen innegehabt. Von dieser Familie hat der Hof den Namen „Luthardessen Burglehen“ oder kurz „Luthers-“ und „Luthershof“ angenommen und ihn neben dem Namen Burgeß fast 400 Jahre lang behalten. In der Pfarrei Bedelsheim lag ehemals das jetzt wüste Dorf Luthardessen. Die Gegend heißt heute noch

„Luthers-Feld.“ Später, vielleicht nach Aussterben der Wördener Linie der von Luthardessen, kam der Luthershof in die Hände derer von Deynhausen. Und von Deynhausen veräußerte am 24. August 1505 dem Cord von Hatzhausen für 30 rheinische Goldgulden „der von Luthardessen Burglehen“ und andere Besitzungen „vor dem Worde“. Dies ist das früheste Datum, an dem die Familie von Hatzhausen Eigentumsrechte in Wörden gewann. Es ist ihr von da an Schritt für Schritt gelungen, ihren Besitz in Wörden zu festigen und zu erweitern. Um dieselbe Zeit oder nur wenige Jahre später hatte Cord von Hatzhausen die Pfandschaft der Hauptburg, des Schlosses Wörden, erworben. Die Erweiterung weiterer Burglehen folgte. Im Jahre 1582 endlich ging auch das „Schloß Wörden“ mit allem Zubehör nach Beendigung des seitherigen Pfandverhältnisses in den festen Lehnbesitz des Elmerhus von Hatzhausen über. Damit hatten die von Hatzhausen das gesamte bischöfliche Lehnsgut in der Stadt Wörden mit Ausnahme von 2 kleinen Burglehen in ihren Besitz gebracht.

Seitdem die beiden größten Burglehen in der Stadt, das „Haus Wörden“ und das „Burgeß“ in einer Hand vereinigt waren, also wenigstens seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, wurde das zum Luthershofe gehörige Land mit dem „Burglande“ vereinigt und von der Burg, dem Haupthofe aus bewirtschaftet. Irrend eine Bedeutung als Festung hatte Wörden damals nicht mehr. Es brauchte deshalb niemand mehr zur Verteidigung der Stadt auf dem Luthershofe zu wohnen. Die dort stehenden Befestigungsanlagen und Gebäude verfielen, wurden vielleicht auch ein Opfer der großen Brände, die in den Jahren 1511, 1516 und 1540 die ganze Stadt Wörden in Asche legten. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war der Luthershof ein wüster Platz, „Luthers-Ort“ genannt. Damit hatte der erste Abschnitt in der Geschichte des Mönchshofes, die Geschichte des Burghofes und adligen Hofes, ihr Ende gefunden.

Mit dem 19. Januar 1606 beginnt die Geschichte des eigentlichen „Mönche“-Hofes. An diesem Tage ist eine Urkunde ausgefertigt, laut welcher Abt Gerhard Schevel und der ganze Konvent von Marienmünster mit Gottschalk von Hatzhausen die dem Kloster gehörende „Wedemeistätte“ gegen den Gottschalk gehörenden „Luthersort“, auch „Burgeß“, tauschen. Ehe auf die Bedeutung dieses Tausches näher eingegangen werden kann, ist es nötig, etwas weiter auszuholen.

Beim Bau der Stadt und Festung von 1319 bis 24 hatte das Kloster in Wörden auch eine Pfarrkirche zu Ehren der hl. Jungfrau Maria und des hl. Kilian erbaut und dotiert. Die Dotation bestand in einem Pfarrhaus mit Garten, 4 Hufen zehnten freien Landes, einer Mühle vor der Stadt und einem Fischteich bei der Mühle. Das Pfarrhaus, die sogenannte Wedemeistätte, stand am dunkeln Ort, dort, wo jetzt der Vermalter des Hatzhausens am Hofes seinen Gemüsegarten, Solenhof genannt, hat. Die Mühle und der Fischteich lagen im Hoge, unmittelbar an der jetzigen Straße nach Marienmünster, dem Kirchhofe gegenüber. Bereits im 17. Jahrhundert heißt es, daß die Mühle seit Menschengedenken verschwunden sei. Der Fischteich blieb aber erhalten bis zur Aufhebung des Klosters. Heute ist er Wiese geworden, heißt aber noch „Möncheteich“ der kleine Flurort „Dögge Damm“ (= Teichdamm), westlich der Straße, bezeichnet noch die Grenze des alten Möncheteiches. Seit dem 16. Jahrhundert wird unter den ursprünglich zur Wördener Kirche gehörenden Besitztümen, dem „Kerdeland“, immer eine Wiese am Wege nach „Gyllhausen“ (d. i. Gilbersen) besonders namhaft gemacht. Es ist die Wiese, die heute noch den Namen „Papenwiese“ trägt. Als das Kloster i. J. 1324 die Stadt Wörden an den Bischof abtrat, behielt es sich ausdrücklich die Kirche, das Pfarrhaus, die 4 Hufen Landes, die Mühle und den Fischteich vor. Die Seelsorge in Wörden ließ das Kloster durch einen Mönch wahrnehmen, der in Wörden bei dem Kloster wohnte. Derselbe hatte dann auch sicher anfangs im Pfarrhause gewohnt. Derselbe hatte dann auch das „Kerdeland“ samt Mühle und Fischteich selbst in Nutzung. Bei den oben erwähnten großen Bränden am Anfang des 16. Jahrhunderts brannte das Pfarrhaus ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Der Pfarrer von Wörden wohnte fortan im Kloster. Die „Wedemeistätte“ blieb wüst liegen. Im Jahre 1528 finden wir die Brüder Cord und Elmerhus von Hatzhausen als Pächter des Kerdelandes und der Pfarrhausstätte. Das Pachtverhältnis muß damals bereits längere Zeit bestanden haben. Die jährliche Pacht betrug nur 2 Molt Korn = 24 Scheffel. Der geringe Pachtpreis (24 Scheffel für 120 Morgen zehntfreies Land) legt die Vermutung nahe, daß die Verpachtung seitens des Klosters nicht ganz freiwillig erfolgt ist.

Viele Mühle hat es dem Kloster gekostet, die Wördener Kirchhöflichkeit aus den Händen der Herren von Hatzhausen zu

allerlei Vorwänden die Angelegenheit möglichst in die Länge.

Zunächst wurden in langwierigen Verhandlungen die Eigentümler der Gärten auf dem „Borchberge“ entschädigt. Es kam eine Fläche von 93 130 Quadratrufen in Frage, für die eine Summe von 515 Reichsthalern festgelegt wurde. Es besaßen hier Gärten Ww. Fredebeul, Ww. Cremer, Ww. Rüberg, Hauptmann Rönigk, Kaplar Ohrmann, Hermann Wiechers, Matthias Wunsch, Heinrich Neise, Erben Schenk und das Spital. Auch war die Stadt Eigentümerin von sieben Gärten, die an folgenden Personen verpachtet waren: an den Rektor und den Konrektor, die Ww. Schäfers, Heinrich Schaffstein, Anton Franke, Joseph Fahl und Anton Schewe. Zwei Jahre vergingen mit diesen Verhandlungen, was schließlich den Landrat veranlaßte, am 28. Mai 1819 ein ganz gebarnichtes Schreiben an den Bürgermeister Rönigk zu richten, in dem er mit einer Gendarmerie-Expedition drohte, wenn das Werk nicht besser gefördert würde. Ja, am 18. Juni wurde der Landrat von der Regierung aufgefordert, dem Rönigk einen Termin zu setzen, bis zu welchem der neue Friedhof fertiggestellt sein müsse; da aber auch das noch nicht half, so wurde am 20. August desselben Jahres die Friedhofsangelegenheit dem Steuerempfänger Böckeler übertragen und zwar auf Kosten des Bürgermeisters Rönigk, „der die Angelegenheit nicht zur Befriedigung der Regierung fördere“. Böckeler erklärte sich dazu bereit, Tittel um Gendarmerieverstärkung und hoffte, daß mit Ende des Jahres der Totenhof eingeeignet und benutzt werden könne. Aber auch Böckeler sollte sich bald überzeugen, daß er gegen den Willen der Bürger die Sache nicht „fördern“ könne, und schon am 25. September 1819 gibt er in einem längeren Schreiben an den Landrat die Gründe an für die Abneigung der Bürgerschaft gegen den Friedhof auf dem Burgplatze. Dieses Schreiben sei zur Illustration der ganzen Angelegenheit im Wortlaute hierher gesetzt:

„Dem Vernehmen nach wünschen die meisten Bürger, daß der Kirchhof nicht auf dem jetzt bestimmten Platze angelegt werden möchte, und zwar aus folgenden Gründen: Rühren ist am bedürftlichsten in der Oberen Pfarre; der zum Totenhof bestimmte Platz liegt aber am Ende der Unteren Pfarre und zwar da, wo diese am wenigsten bewohnt ist. Die Hinbringung der Toten ist daher besonders auch wegen der dahin führenden schlechten Wege mit Kosten und Schwierigkeiten verbunden, weshalb die Wege ausgetrocknet, ausgefüllt, abgetragen und geebnet werden müssen. Auch müssen die Leichen, da der Platz eine Viertelstunde von der Oberen Pfarre abgelegen ist, dorthin gefahren werden.“

Was nun den Platz selbst betrifft, so liegt derselbe auf einer Anhöhe für sich allein, ohne Zusammenhang mit anderen Grundstücken, kann also bei einer künftigen stärkeren Bevölkerung von Rühren nicht vergrößert werden. Bekanntlich hat darauf das Schloß und die Gebäude der normaligen Grafen von Ruthenburg (?) gestanden, ist ganz von starken Mauern umschlossen gewesen, weshalb alle darauf befindlichen Anhöhen nicht aus Erde, sondern aus Steinen bestehen. In einem Raum haben sich ebenfalls sehr viele Grundmauern vorgefunden, welche an einer Seite abgetragen sind, wodurch die Vertiefungen zwar ausgefüllt sind, aber nicht mit Erde, wie erforderlich gewesen wäre, sondern durch Steine und Steinschutt. Die Ueberfahrung mit Erde würde also erforderlich sein, und diese ist in der Nähe nicht leicht herbeizuschaffen. Es müssen daher noch sehr viele Kosten angelegt werden, wenn der Platz brauchbar gemacht werden soll, und nach einem mäßigen Anschlage sicher doppelt und dreifach soviel, als auf jedem anderen vor der Stadt gelegenen Grundstücke.

Vor dem Hachtore, welches nach Menzel und Hemmern, also nach Norden führt, und vor dem Westertore nach Osten sind Gärten und andere Ländchen, die ganz eben liegen und so aneinander hängen, daß, wenn dieselben der Friedhof angelegt würde, derselbe jede verlangte Größe erhalten und auch stets erweitert werden könnte. Sodann sind die Gärten mit guten Heiden umgeben; der Totenhof ist also gleich umschlossen und könnte binnen Monatsfrist schon zum Gebrauch eingerichtet werden. Zu diesen Grundstücken führen die besten, neu angelegten Wege, sind auch der ganzen Stadt, der Oberen wie der Unteren Pfarre gleich nahe gelegen, und die gesamten Einrichtungskosten werden sehr gering ausfallen.

Ich bitte, dieses prüfen zu lassen und mit fernere Weisung darüber zuzufinden, wonach ich stets bereit sein werde, das nach dem hohen Ermeßen am besten Befundene vorordnen und gehoramt ausführen zu lassen.“

In dem Antwortschreiben vom 19. Oktober 1819 wollte jedoch der Landrat die angeführten Gründe nicht gelten lassen und hielt an dem Burgplatz fest. Dazu würde, so bemerkte er, ein neuer Platz etwa 600–800 Taler kosten, „welche Summe die Stadt zu bestreiten außerstande ist“. So mußten denn die Planierungsarbeiten auf dem Burgplatze fortgesetzt werden, rühten allerdings in dem Winter 1819/20 „wegen der kalten Witterung und des tiefen Schnees, der die Arbeiten unmöglich machte“. Die Verhandlungen aber zogen sich noch zwei weitere Jahre hin, bis am 8. November 1822 der damalige Bürgermeister Evertsbusch dem Pastor Schulte (1803–1840 Pfarrer in Rühren) die Mitteilung machen konnte, daß der neue Totenhof jetzt fertig sei und deshalb der früheren Weisung gemäß benutzt werden müsse. Er hat den Pfarrer, den Friedhof einzumessen, und die Leichen dort in Zukunft zu begraben. Es entstand nun zunächst ein Streit zwischen der Oberen und der Unteren Pfarre über die Art der Beerdigung, die sich nach einem Plane des Pfarrers Schulte folgendermaßen gestalten sollte: 1. Die Leichen der Verstorbenen werden nicht wie bisher in den Sterbehäusern eingeeignet, sondern auf dem Johanneskirchhofe, wohin sie ohne kirchliche Begleitung gebracht werden müssen. 2. Die Cerequien für den Verstorbenen, auch für solche aus der Nikolapfarre, werden stets in der Johanneskirche gehalten. 3. Alle Leichen aus der Stadt Rühren werden auf dem neu angelegten Friedhofe vor dem Burgtore beerdigt.

Gegen diesen Plan wurde Beschwerde beim Generalvikariate in Paderborn erhoben, und zwar sowohl seitens des damaligen Vikarats Proelling der St. Johanneskirche, wie auch seitens zahlreicher Bürger der Stadt, so daß er die Genehmigung des Generalvikariates nicht fand. Als nun dieser Streit später beigelegt war, wurden wieder neue Bedenken gegen den Burgplatz laut; so beschwerte man sich bei der Regierung in Arnberg, daß auf dem neu angelegten Totenhofe wegen der Gewölbe und des steinigten Bodens keine Gräber ausgeworfen werden könnten, daß sogar wegen des Mangels an Acker die angepflanzte Hecke nicht darauf fortkomme. So mußte nun der Gemeinderat am 11. Juli 1825 eine Lokalschlichtung vornehmen; dieser ließ sich an verschiedenen Stellen durch einige Arbeiter Gräber auswerfen und kam zu dem Ergebnis, „daß dies mit leichtfertiger Mühe, ohne auch nur im geringsten auf steinigten Boden zu geraten, geschehen könne“.

Nachdem auch noch auf Veranlassung des Pfarrers Schulte der Weg zum neuen Friedhof gründlich ausgebessert und die Einfriedigung des Platzes vervollständigt war, wurde endlich am Sonntag nach dem 18. Juli 1826 die feierliche Einsegnung unter Teilnahme der ganzen Gemeinde vorgenommen.

Zu den Gründen, die i. J. gegen den neuen Friedhof auf dem Burgplatze angeführt wurden, gehört auch der, daß bei einer wachsenden Einwohnerzahl eine Ver-

laufen bis fast zum Grunde die riefenartig-faltigen, wachartigen Lamellen. Das feste Fleisch ist haltbar, schmeckt etwas pfefferartig (Pfefferling!) und wird wenig von Insekten angegriffen. Die leuchtend dottergelbe Färbung, die dem Pilze den Namen Gierschwamm eingebracht hat, läßt ihn sicher von anderen Pilzen unterscheiden.

3. Der Steinpilz (Herrenpilz, Edelpilz) wächst am liebsten an Waldrändern der Laub- und Nadelwäldungen. Er gehört zu den Röhrlingen, d. h. zu den Pilzen, die auf der Unterseite des Hutes statt der Blattlamellen edige, untereinander verbundene Röhren haben, die sich leicht vom Hutfleisch ablösen lassen. Der Stiel ist mässig, plump, nach unten und oben verengt, flaschenförmig. Der Hut ist halbkugelig, lederartig, gelblichgrau bis dunkelbraun; sein Fleisch ist derb, weiß und verfärbt sich beim Zerbrechen nicht. Die Röhrenschicht ist anfangs weiß, später gelblich, zuletzt grünlich. Die Röhren sind sehr eng. Der Geschmack des jungen Pilzes ist nussförmig. Während man den Champignon und den Pfifferling erst im Spätsommer antrifft, findet man Steinpilze schon im Mai und auch noch spät im Oktober.

Wer diese drei guten Speisepilze kennt, kann seinen Bedarf an Pilzen fürs ganze Jahr ausreichend decken.

Sollte aber jemand das Bedürfnis fühlen, auch andere Arten zu sammeln und zu essen, so sei ihm der Rat gegeben, sich ein gutes Pilzbuch mit Abbildungen anzuschaffen, das in jeder Buchhandlung zu haben ist. Dann mag er sammeln und vergleichend bestimmen nach herzenslust; er esse die Pilze aber nur, wenn er ganz sicher von ihrer Unschädlichkeit überzeugt ist.

P. T.

Aus Geschichte des Rülthener Friedhofes auf dem Burgplatze.*)

Von Seminaroberlehrer Jos. Preisling, Rülthen.

Wie überall, so bestand auch in Rülthen in früheren Zeiten der Brauch, die Toten um die Kirche zu beerdigen, und weil die Stadt von jeher in zwei Pfarrbezirke zerfiel, so hatte sie auch zwei Friedhöfe, den einen um die Nikolauskirche, den andern um die Johanniskirche. Durch Vertrag vom 30. Juni 1816 war Rülthen mit dem Herzogtum Westfalen in preussischen Besitz übergegangen. Schon im folgenden Jahre begann die preussische Regierung, die aus gesundheitlichen Rücksichten ihr Augenmerk darauf richtete, daß in den Städten und größeren Ortschaften die Friedhöfe nach außerhalb verlegt würden, Verhandlungen mit der Stadt wegen Errichtung eines neuen gemeinsamen Totenhofes außerhalb der Stadtmauern. Diese Verhandlungen zogen sich aber fast 10 Jahre hin, so daß erst im August 1826 der neue Friedhof in Benutzung genommen werden konnte, wie dies die Inschrift auf dem Denkmal des ersten Grabes bezeugt, die da lautet:

Hier schlummert sanft Franziska Hilsmann,
geboren den 22. Januar 1825,
gestorben den 24. August 1826.

Haec primo in hoc campo est sepulta.

(Sie ist zuerst auf diesem Friedhofe beerdigt.)

Wohl selten ist in unserer engeren Heimat ein Friedhof auf so altgeschichtlichem Boden angelegt worden wie hier.

Erzbischof Adolf von Köln, der um das Jahr 1200 Rülthen gründete, legte kurze Zeit darauf in einer Entfernung von 100 bis 150 Meter westlich der Stadt eine Burg an, der er ebenfalls den Namen Rülthen gab. Hier sollten die Burgmannen Wohnsitz nehmen, denen im Gegenfalle zu den Bürgern die Aufgabe zufiel, nicht die Stadt selbst, sondern ihre Umgebung auszufundstücken

und zu verteidigen. Ihnen war der Krieg Lebensberuf. Jedem Burgmannen war auf der Burg ein Platz angewiesen (mansio castrensis). An der Spitze dieser Burgmannschaft, deren Zahl sich nicht mehr genau feststellen läßt, stand ein landesherrlicher Beamter; auch führte sie ein besonderes Siegel. In seiner Geschichte der Stadt Rülthen erwähnt Bender ein solches aus dem Jahre 1484 mit dem Bildnisse des hl. Georg. Der hl. Georg war nämlich der Schutzheilige der Burgmannschaft, dem zu Ehren Erzbischof Konrad von Hochstaden (1237—1267) im Jahre 1248 eine Kapelle auf der Burg erbauen ließ. So war es den Burgmannen ermöglicht, ihren kirchlichen Verpflichtungen nachzukommen, ohne die Burg zu verlassen.

Als im Jahre 1388 die Grafschaft Arnberg, die inmitten des Herzogtums Westfalen lag, in den Besitz des Erzbischofs von Köln überging, und somit die Festungen Rülthen, Belecke, Warstein und Callenberg nur noch einer Seite (Bischof von Baderborn) sich zu verteidigen hatten, auch sonst friedlichere Zeiten wiederkehrten, verlor die Burg ihre strategische Bedeutung und verfiel allmählich. Ueber diesen Verfall sagt Dr. Lappe in seiner „Verfassungsgeschichte der Stadt Rülthen“:

„Die Burg selbst war schon gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts verfallen, und die Kapelle konnte um die Mitte des 15. Jahrhunderts nur dadurch unterhalten werden, daß den Besuchern und Almosengebern ein besonderer Ablass vom Erzbischof bewilligt wurde. Im Laufe der Zeit vertieften auch die Burgmannshäuser und die Burgkapelle; die Hofstätten wurden als Gartenland verpachtet. Die Burgmannen zogen zum Teil in die Stadt. (Die Erinnerung an diese wird noch heute durch den Namen „Ritterstraße“ wahrgenommen.) Der Altar der Kapelle mit dem Beneficium wurde in die Nikolauskirche der Stadt übertragen. Heute ist ein Georgsaltar in der St. Johannis-Kirche. Schließlich ging die landesherrliche Burg in den Besitz der Stadt über, die sie anfangs der Schützen-Gesellschaft „als Scheibensstand“ überließ und später zum Friedhof umwandelte. So wurde die Grenzlinie des Ortes, die früher vom Waffensärm widerstand, zu einer Ruhestätte der Toten.“

Auf diese Umwandlung möchte ich im zweiten Teile meiner Ausführungen näher eingehen.

Wie eingangs erwähnt, wandte sich im Jahre 1817 die königliche Regierung in Arnberg durch den Landrat von Lippstadt an den damaligen Bürgermeister Förstige von Rülthen und verlangte von ihm einen Bericht, der auf folgende Fragen Auskunft sollte:

1. Welche Verhandlungen haben über die Verlegung der beiden Friedhöfe bereits stattgefunden, und was hat den Erfolg verhindert? 2. Welche Ländereien eignen sich am besten zu einem Friedhofe? 3. Wie sind diese beschaffen (Lage, Größe, Entfernung von der Stadt usw.)? 4. Auf welche Weise können diese am schnellsten zu einem Friedhofe umgestaltet werden? 5. Wie hoch stellt sich der Kostenanschlag? 6. Aus welchen Fonds sind diese Ausgaben zu bestreiten?

Förstige wies in seiner Antwort auf den Burgplatz hin und wurde dann aufgefordert, mit den Eigentümern wegen Anlaufes und Austausches ihrer Besitzungen (Gärten) zu verhandeln. Gleichzeitig sollte er einen Kostenanschlag über die Planierung des Platzes, die Anpflanzung von Bäumen und Büschen und über die Anlage eines Eingangstores machen. Auch wurde die Stadt aufgefordert, einen Totenwagen, der sich bisher erübrigte, anzuschaffen. Die Regierung gab sich der sicheren Erwartung hin, daß schon im folgenden Frühjahr der neue Totenhof benutzt werden könne. In Rülthen aber hatte man es nicht so eilig; man wollte von der alten Gewohnheit, im Schatten der Kirche die Toten zu bestatten, nicht lassen, stand daher der Neuanlage eines Friedhofes wenig sympathisch gegenüber und zog unter

rückgehalten. Bllig gelang das erst gegen Ende des Jahrhunderts. Doch fehlten bei der Müllabgabe der 4 Hufen 10—11 Morgen. Niemand wußte, wo sie geblieben waren.

Das Kloster hatte die Absicht, das Kirchenland fortan in eigene Bewirtschaftung zu nehmen. Zu dem Zwecke war es nicht zu umgehen, in Wörden selbst Wirtschaftsgelände aufzurichten. Die alte, abgelegene Bedemestätte, wieder zu bebauen, trug das Kloster Bedenken. Bequemer lag der wüste Leugersort, die Stätte des ehemaligen Leugershofes, in der dem Kloster zugewandten Ecke der Stadt. Dieser Platz war leicht durch ein Loch in die halbjerrfallene Stadtmauer von außen zugänglich zu machen, sodaß man auf ihn gelangen konnte, ohne die Straßen der Stadt passieren zu müssen. Der Wunsch des Klosters, den Leugersort zu besitzen, begegnete sich mit dem Verlangen Gottschalls von Harthausen, des damaligen Besitzers der Burg Wörden, seinen Hof durch den Erwerb der Bedemestätte zu vergrößern. Es kam der oben erwähnte Tausch der beiden wüsten Plätze zu Stande.

Vielleicht war die glückliche Abwicklung des Tauschgeschäftes, bei dem Gottschall sehr gut abgeschnitten hatte, die Veranlassung, daß derselbe in den folgenden Jahren für die Wörderner Kirche den prächtvollen Hochaltar bauen ließ, der heute noch das kostbarste Inventarstück derselben bildet. Der Altar wurde, wie durch Stilvergleichung fast sicher festgestellt ist, in Osnabrück von dem Meister Adam Stenelt angefertigt und im Jahre 1612 aufgestellt. Gottschall von Harthausen hat den Altar nicht mehr gesehen. Er war, so meldet die Inschrift am Altare, „1610 selig im Herrn entschlafen“.

Erst 40 Jahre später, am Ende des 30jährigen Krieges, im Jahre 1645, ist das Kloster dazu gekommen, auf dem Leugersort das geplante Wirtschaftshaus zu errichten. Es wurde zunächst das Gebäude in der Nordostecke des Hofes, neben dem heutigen Wohnhause, aufgeführt. Die Mönche nannten es Oekonomiehäus. Die Umfassungsmauern der heute dort stehenden Scheune stammen noch aus jener Zeit. Die Steine zu dem Neubau lieferte großer Teils der damalige Wörderner Bürgermeister Maurer Klauen, Muhr Klauen genannt. Von ihm erwarb das Kloster auch das nachmalige „Muhr Klauen Kamp“ genannte Grundstück links der heutigen Straße nach Marienmünster, gegenüber dem Garten des Kaplans von Marienmünster. Nach dem „Muhr Klauen Kamp“ heißt heute der ganze dortige Talgrund „Murrklaugrund“ oder verdrängt „Murrersgrund“.

Im März 1680 begannen die Mönche auf dem Leugershofe, der nun allmählich den Namen Mönchshof annahm, mit dem Bau einer großen Zehntscheune neben dem Oekonomiehause. Bereits 1613 nämlich war das Kloster durch Tausch gegen seine Breitenborner Güter, die es an den Bischof abtrat, in den Besitz des Wörderner Zehnten gelangt. Jahrzehntlang sammelten die Mönche den Zehnten nicht selbst, sondern verpachteten ihn Jahr für Jahr an die Wörderner Bürger für 7—8 Fuder Getreide (1 Fuder = 48 Scheffel). Der Pachtzins war sehr mäßig; denn der Zehnte war wenigstens 13 Fuder wert. Trotzdem waren die Wörderner unzufrieden. Die Mönche hatten ihre liebe Not, die 7—8 Fuder von ihnen einzubekommen und mußten sich dabei viele trübselige Neben gefallen lassen. Schließlich war man im Kloster die ständige Krakehlei bei Ablieferung des Zehntforns leid, und beschloß, in Zukunft den Zehnten selbst zu sammeln und eine Zehntscheune in Wörden zu bauen. Bei der Kunde hiervon fuhr den guten Bürgern der Schrecken ins Gebein. Sie liefen zum Abt und bettelten, er möge ihnen den Zehnten doch weiter verpachten, sie wollten gern statt 7 und 8 nun 13 Fuder Korn als Pacht geben. Aber die Geduld des Abtes war erschöpft. Die Scheune wurde gebaut und der Zehnte fortan durch die Zehntsammler des Klosters im Felde ausgezählt und in die Zehntscheune eingefahren.

Vergebens hatte die Stadt durch Beschwerde bei der Baderborner Regierung den Bau der Scheune zu verhindern und ein vermeintliches Recht auf Pachtung des Zehnten geltend zu machen versucht. Vier längere lateinische Inschriften an der Giebelseite der Scheune gaben der Nachwelt Kunde von der Bestimmung des Gebäudes und von den Streitigkeiten, die den Bau veranlaßten. Am 17. August 1909 wurde die Scheune vom Blich getroffen. Sie brannte vollständig nieder und machte dem jetzigen Neubau Platz.

In das daneben stehende Oekonomiehäus hatte bereits am 22. September 1741 der Blich eingeschlagen und gezündet. Es war vollgefüllt mit Getreide und es verbrannten unter anderem 2000 Bund Roggen. Am 24. November desselben Jahres stand das Haus schon wieder hoch. Der damalige Abt Joseph Zurmühlen ließ in den mittelften Ständer, zwischen den kleinen Fenstern über

dem sogenannten Türgericht, „ein durch Berührung heiliges Kreuz gegen Blich und Ungewitter, Donnerkreuz genannt“, einschleusen, ferner ein Bild des hl. Donatus, des Gewitterpatrons, eine Medaille vom hl. Benediktus und geweihtes Wachs. Woran das Donnerkreuz angerührt wurde, ist nicht zu ermitteln. Ein außen an den Ständer eingeschnittenes Kreuz bezeichnete die Stelle, wo die geweihten Gegenstände sich befanden. Auf dem Querbalken unmittelbar über dem Torbogen stand das Chrotonstichon:

sVnt tonlrv Contrltae aeDes, has DenVo strVCtas
aVsp.Clo saCrae Chrliste tVere CrVCls.

Die erhöhten Buchstaben in großer Schrift ergeben die Zahl 1741. Auf Deutsch heißen die Verse:

„Zündender Blich zerstörte dies Haus. Das wiedererbaut
Schütz es, o Christus, in Eud durch dein heiliges Kreuz.“

Leider ist bei der Erneuerung des Giebels im Jahre 1921 der Balken mit der Inschrift beseitigt worden und der Ständer mit den eingeschlossenen Gegenständen verloren gegangen.

Vom Mönchshof aus hat das Kloster bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1803 durch seine dafelbst wohnenden Anechte und Mägde die ehemaligen Pfarr- und Kirchenländereien bewirtschaften lassen. Ein Mönch, meistens war es der klösterliche Speishermeister (Granarius), war Administrator des Hofes. Doch ist nicht nachzuweisen, daß er jemals dort wohnte. Im Oekonomiehäus war aber zu Klosters Zeiten eine Stube für den Wörderner Pastor hergerichtet, die ihm zum Aufenthalte diente, wenn er nach Wörden zum Gottesdienste kam.

Mit der Zeit war es fast in Vergessenheit geraten, daß der Mönchshof das eigentliche Wörderner Pfarrgut und auch Pfarrhaus war. So kam es, daß derselbe bei der Säkularisation (1803) samt dem übrigen Klosterbesitz vom Staate weggenommen wurde. Heute gehören zur Wörderner Pfarrstelle nur die weniger Acker, die seit 1803 neu erworben oder geschenkt sind.

Die Wegnahme des schönen und wertvollen Pfarrgutes, das aus dem besten Ackerland der Gegend gebildet ist, hat dem preussischen Staatsfiskus die Verpflichtung eingetragen, die Pfarrstelle in Wörden zu unterhalten. Bisher ist derselbe, wenngleich in früherer Zeit manchmal unzureichend, seinen Verpflichtungen nach gekommen. Solange wir einen Rechtsstaat haben, wird es dem Fiskus nicht möglich sein, diese Last abzumwälzen, ohne gleichzeitig unserer Kirche 120 Morgen von gleicher Güte und Beschaffenheit zurückzugeben.

Bald nach Aufhebung des Klosters wurde der Mönchshof samt den dazu gehörigen Ländereien durch den Staatsfiskus an den Käufer des Klostergrundes Marienmünster Karl Ludwig Sigismund von Wöder und von diesem am 26. Mai 1817 an den Einwohner Hermann Roland in Großenbreeden Nr. 10 (Schlagemüllers Röttergut) für 7000 Taler Erbkaufsgeld und einen jährlichen Kanon (Rente) von 120 Taler verkauft. Die jährliche Rente ist 1883 mit 750 Mark abgelöst worden. Im Jahre 1817, als Roland den Hof erwarb, standen dort an Gebäuden nur das Oekonomiehäus, das zugleich Wohnhaus war und die große Zehntscheune. Das jetzige Wohnhaus ist erst in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebaut. An Ackerland, Wiesen und Gärten gehörten damals knapp 119 Morgen dazu. Das Kloster hatte also die im 16. Jahrhundert verloren gegangenen 10—11 Morgen größten Teils wieder erworben.

Roland starb 1838 kinderlos. Die Witwe Anna Maria geb. Reineke heiratete 1840 den Ackerbürger Johann Elling aus Wörden. Deren Nachkommen, Mönchshöfer genannt, besitzen heute noch den Hof. Doch ist derselbe heute 35 Morgen größer als in der letzten Zeit des Klosters.

Das aolle Platt

Et singet nicht so smöh un smiedig,
Et singet nich so ist un siedig,
Doch was ist dat?
Et lütt so trü un lütt so dästig,
Et grient so still un lacht so kräftig
Dat aolle Platt. Dr. Augustin Wibelst.

*) Entnommen mit Erlaubnis des Verfassers dem sehr empfehlenswerten Werte: „Rülthen in geschichtlichen Einzelbildern“. Herausgegeben von Seminaroberlehrer Jos. Preisling, Rülthen.

Kings um die Falkenburg.

Erlebnisse aus dem Teutoburger Walde.

Von Franz Reising.

Ueber den Hellweg ratterte ein Kraftwagen. Vier frohe Weidgassen führten er zum Oien, darunter auch mich. Heulend fragte der neue Wagen, von kundiger Hand gelenkt, Kilometer auf Kilometer. Es begann zu frieren, und statt des bisherigen Schlafers weiters setzte rieselnder Schneefall ein. Die Felder links und rechts der Landstraße bedeckten sich bereits mit einer feinen Reue. Nur im tiefen Gebirge zeigten sich noch ihre schmutzigen Lehmlumpen. Es begann zu dunkeln.

Gesprochen wurde nicht viel. Nur die und da ein kräftiges Weidmannswort, wenn der mitgenommene Hund sich all zu liebenswürdig auf unsern Füßen herumwälzte. Jeder schwelgte schon im Vorstellbild künftiger Weidmannsreisen und malte sich Situationen, von denen man jagen kann: „Was der Mensch hofft, das glaubt er.“

Ab und zu schreien uns die Signale des Führers aus unsern Träumen, einmal mit der dröhnenden Stimme eines Brunststieres, der seinem Rivale die Meinung sagt, dann wieder mit des Falken juchzendem Jagdruf: „Pitt—pitt—pitt—pitt!“

Kurz vor Baderborn bogen wir um ein riesiges Holzlager, das Zeugnis ablegte von dem heroischen, wenn auch aussichtslosen Kampfe um der Ruhe, den ein bis auf den Tod getroffenes Volk gegen seine Feinde führte. In berechtigtem Grimme machte jemand seinem Herzen Luft: „Verdammt, Baderborn!“

In Baderborn gab's Familienzuwachs. Das einsteigende Kind mochte ohne Jagdausrüstung über 2 Zentner. Es wurde auf meinem Schoße verstaubt, da schon „alles besetzt“ war. Ich war daher herzlich froh, als ich in Lippingsdie die bide Verta wieder von meinem Schoße nehmen konnte.

Sollte, was das ein Leben in unserem Absteigequartier! Etwa zwanzig Jäger waren nach vollbrachtem Tagewerke dabei, ihren innern Menschen zufrieden zu stellen, und zwar bei einem Schießtreiben, das sich sehen lassen konnte. Nach kurzer Vorstellung konnten auch wir unsere Haden unterschlagen und uns in die dampfenden Schüsseln und Teller vertiefen.

Die Herren hatten schon zwei Jagdtage hinter sich, mehr beschwerlich als erfolgreich. Bei Schlafertwetter einen Tag im Hochwald treiben und einen Tag im jähren Lehm der Felsen festeln, zieht in die Knochen. Aber nach anfänglicher Müdigkeit fühlte trotzdem eine Fröhlichkeit ein, wie sie nur in Weidmannstreiben einkehrt. Ein mehr denn stehigjähriger Hegemeister in schneeweißem Bart gab sogar noch Proben seiner Beweglichkeit, und alle hatten ihre Freude an dem munteren alten Herrn.

Die Betturde war nicht all zu lang, und manchem mag es schwer geworden sein, sich am andern Morgen um sieben Uhr aufzurappeln.

Das Frühstück gab wiederum beredtes Zeugnis von der Noblesse des Jagdherrn. Sogar einen Vaden Butterbrei mit „Was der Wanger“ lagen für jeden fertig, und fröhlich zogen alle aus zu neuen Taten.

Breits und Kraftwagen beförderten etwa dreißig Jäger zum Kreuzweg am Eingang zum ehemaligen Jagdrevier des Fürsten von der Lippe, das nunmehr in Privathände übergegangen war.

Jeder mag sich seine neuzeitliche Meinung machen über die ehemals Großen dieser Erde, aber der Weidmann vermag von seinem Standpunkte in ihnen nur die besten Jäger und Pfleger des Wildlandes zu erblicken, die eifrigen Förderer des edlen deutschen Weidwerkes. Ich konnte mich deshalb eines beklemmenden Gefühles nicht erwehren, als uns die ehemaligen Hegemeister des Fürsten ihren Weidmannsgruß entboten und mit einem Trost wohlgeschulter Treiber die Leitung der Jagd übernahmen. Von Anfang an mußte man sagen: „Hier herrscht Ordnung und Disziplin“, deren Mangel selbst bei gutem Wildstande sonst so viele Treibjagden in Hochwaldrevieren vereiteln.

Das Wetter war geradezu herrlich. Ein scharfer Frost hatte über Nacht selbst die zweifelhaftesten Wege gangbar gemacht. Starker Neuschnee deckte den unübersehbaren Forst, der scheinbar in hehrer Majestät da lag. Die Tannenzweige bogen sich unter der Last des Schnees, und wenn Elstern und Fäher, von dem ungewohnten Menschenschwarm beunruhigt, auf den höchsten Wipfeln aufbaumten, pulverte der feine Schnee unter und neben ihnen fort. Das erste Treiben war nur kurz. Man hatte auf Früchte gehofft, die aber anscheinend im Bau lagen. Rehwild war nicht freigegeben und sprang unbeschossen ab.

Das zweite Treiben, ein schier endloser Komplex etwa zwanzigjähriger Tannen, stieg scharf hinan, und beim Anstellen, das etwa eine Stunde in Anspruch nahm, hat mancher sich den Alkohol des Vorabends von der Stirn gewischt. Uebertriebenes Heidekraut machte den Weg noch besonders beschwerlich.

Endlich, weit, weit hinter uns, gab das Jagdhorn das Signal zum Aufbruch. Vom Gallo der Treiber war noch nichts zu hören. Unter schirmenden Tannenzweigen, von denen vorher der Lauf des Gewehres den Schnee entfernt hatte, hartete ein jeder des Augenblicks, der ihm Weidmannsheil bescheren sollte.

Eine stunde verging, ohne daß ein anderer Laut die feierliche Unterbrechung hätte, als der freche Ruf eines Fähers, das Gezeiter einer Drossel oder das klagende Zirpen eines Goldschneehens. Hoch in den Lüften kreiste mit tragem Flügelschlag ein Bussard. Wildtauben zu Duzenden strichen aus dem Tannenforst, vom Ruf der Treiber aufgeschreckt, über die Wipfeln der hohen Bäume zu. Von den Treibern selbst aber war noch nichts zu hören.

Da bot sich das erste Zeichen der beginnenden Jagd. „Kiff, Kiff, Kiff!“ Lautlos jagte ein Fasel ein Stück Wild. Näher, immer näher erscholl sein Jagdruf. Die Jagd kam auf mich zu. Vorsichtig blies ich den Schnee von Kämme und Korn, den mir eine Reue darauf gestreut hatte, und fester umspannte sich die beiden und waren bald in einer Bodenschwelle verschwunden. Rechts von mir ein peitschenartiger, scharfer Knall. Sollte da jemand trotz des Verbotes das Rehwild besunk haben? Doch nein, eben flüchtete ein Kubel Damwild: drei Tiere und ein guter Schauler, über einen Waldweg. Dem Schauler hatte der Schuß gegolten, aber geschadet hatte er ihm nicht. Wenigstens ergab die Nachschuß keinerlei Schweißjäger.

Nun hörte man auch das Rärmen der Treiber. Schon konnte man die Jungen von den Alten unterscheiden. Allzu lebhaft waren sie nicht, denn die Tannen streuten ihnen unarmherzig die Last ihres Schnees auf die Köpfe. Links wieder der scharfe Knall eines Büchsenenschusses, und wie ich den Kopf herumwarf, sah ich eben noch, wie ein starker Hirsch (Zehner) hinter hohen Bacholberbüschen verschwand. Aus einer Mulde tauchte er wieder auf. Ein anderer Schütze trug ihm die Kugel an, doch ohne besonderes Schußzeichen empfahl sich der Geweihte.

Ein Treiber nach dem andern schob sich aus der dunklen Tannenwand, und ein Horn blies das Jagdab. Die Hegemeister verfolgten noch einige Zeit die Fährte des Rothirsches. Kopfschüttelnd kamen sie zurück und die negativen Schützen mußten manche billige Bemerkung einstecken.

Mittlerweile erzählte uns einer von denen, die an der entgegengekehrten Seite des Treibens im Tale gestanden hatten, ein „nützliches Stückchen“. Es war natürlich einem Keuling passiert. Wie der so da steht, vom Tannengrün gedeckt, schiebt sich ein mächtiger Keilerkopf vorzüglich aus dem Dunkel der Tannen. Grimmig muß der alte Basse wohl umhergeschaut haben, denn das Grauen ist dem neuen Hubertusjäger eiskalt über den Rücken gekrochen. Er hatte noch nie einen Keiler gesehen, geschweige denn einen solch alten Herrn in freier Wildbahn.

„Was tun?“ spricht Zeus. Eilig läuft er etwa hundert Schritt weit zu seinem jagdunbigen Nachbar — auch sehr nett — und sagt ihm leise: „Sagen Sie mal, da hinten blüht eine ganz abscheuliche Kreatur aus den Tannen. Ich weiß nicht, was das ist. Wollen Sie mal nachsehen? Ich will so lange Ihren Platz einnehmen.“

Inzwischen hatte sich der Keiler natürlich empfohlen. Nur seine Wisitenkarte hatte er vor Schrecken darüber fallen lassen, daß man über seine abscheuliche, anderen so begehrenswerte Kreatur erst Auskunft einholen wollte.

Das nächste Treiben brachte auch mir Weidmannsheil, wenn auch nur ein ganz bescheidenes. Kurz vor Schluß des Jagens stieß ein Fasel einen Galen aus der Lasse, dem ich auf etwa vierzig Gänge mit 6 mal 6 vor weiterer Wintersnot bewahrte.

(Schluß folgt.)



Die Bedeutung des Marienkäfers.

Von B. Wemeyer, Warstein.

Vor Jahren fand ich auf einem Schneeballstrauch meines Gartens die bei uns immerhin nicht so häufige, mit einem langen Afterhorn versehene, grüne, mit breiten, weißen Schrägstreifen gezeichnete Raupe des Ligniterschwärmers. Der Schneeball hatte schon abgeblüht, und da dieser Strauch nicht reich an Insekten ist, hätte ich ihn kaum noch beachtet, wenn er nicht die Riesenraupe des erwählten Großschmetterlings beherbergt hätte. Deren Weiterentwicklung interessierte mich aber, weshalb der Strauch täglich meine Besuche erhielt. Eines Tages bemerkte ich an den Zweigspitzen und unter den Blättern die dichten Polster einer Blattlaus, die sich in Kürze so ausdehnten, daß die gänzliche Entblätterung des Strauches in wenigen Wochen zu erwarten war. Was ich an einem Tage vernichtete, war am anderen Tage zehnmal so wieder da. Man ahnt kaum, welche Nachkommenchaft eine einzige Blattlaus im Laufe eines Sommers hervorbringen vermag. Berechnungen, die von Männern der Wissenschaft bei der Rosenblattlaus vorgenommen wurden, ergaben folgendes Resultat: Eine solche Laus legt heute 20 Junge; acht Tage darauf sehen diese 1: 20, zusammen 400; diese nach Verlauf einer Woche wieder je 20, zusammen 8000; diese innerhalb derselben Zeit wieder je 20, macht 160 000; diese wieder nach 8 Tagen je 20, macht 3 1/2 Millionen und die letzte Woche wird von einer einzigen Blattlaus 64 Millionen Junge sehen. Die Vermehrung bis an das zwanzigste Glied fortgesetzt, ergibt eine Zahl, welche die Phantasie verstummen macht. In Ziffern heißt die Zahl: 164 857 600 000 000 000 000 000.

Wenn solche Zahlen sprechen, reichen die Bemühungen des Menschen zur Ausrottung nicht hin und käme von anderer Seite keine Hilfe, so müßte das Wort Conscience's wahr werden: „Wir werden alle Blattläuse, Schmetterlinge, mit einem Worte, alle Insekten unterlegt bleiben, so würden wahrscheinlich einige Millionen Menschen und einige Millionen Tiere sterben müssen. Die Früchte der Erde würden verschlungen, die Kräuter in der Wurzel abgenagt, die Bäume der Blätter beraubt werden. Die schrecklichste Hungersnot müßte die Völker wie mit einer blutigen Geißel schlagen. Man würde die Einwohner der Städte sich über die Felder verbreiten, Frauen und Kinder dem Ungeziefer eine magerere und schmutzige Nahrung streitig machen sehen und erst in dem Augenblicke, wenn die Erde kaum noch die unzähligen Leichen der Schlachtopfer aufnehmen im Stande wäre und eine lange Hungersnot sich über alles verbreitet hätte, würden die Insekten, nachdem sie alles verschlungen, sterben und verderben. Die schrecklichste Pest würde ihre Senje an dem Throne der Könige und an der Lagerstätte des Bettlers wehen; nur Gott allein weiß, ob sie nicht alle Völker der Erde in den unermeßlichen Falten ihres Leichentodes zur ewigen Ruhe schlafen legen würde.“

Daß dieser geschilderte schreckliche Zustand nicht eintreten kann, dafür hat der Weltenschöpfer weise Sorge getragen. Es kann als ein Naturgesetz angesehen werden, daß, sobald sich ein Insekt im Uebermaß zeigt, und dadurch eine Störung im Gange der Natur hervorzubringen scheint, sich bald in demselben Verhältnis seine Feinde finden mit der Weisung, der eingezeichneten Anordnung dadurch zu fliehen, daß sie durch ihre Tätigkeit wieder alles in das alte Gleichgewicht bringen.

Bei meinem, scheinbar dem Untergange geweihten Schneeballstrauch traten als Retter in der Not Marienkäfer auf. Bei näherem Untersuchen der Blätter fanden sich auf der Unterseite wohl der meisten Blätter 10–12 längliche, platte, bernsteinartige Eier zwischen Blattläusen abgelegt. Die frisch gelegten Eier waren noch glänzend hell, die älteren fast orangegelblich gefärbt. Es waren aber auch schon den Eiern einschließliche, kleine, eidechsenähnliche Larven vorhanden, die anfangs schwarz ausliefen und sich gegenständig zusammenhielten, später aber heller wurden und sich mehr zerstreuten. Sie nährten sich von den Blattläusen und erreichten bei mehrmaliger Häutung bald eine Länge von 10–12 Millimeter. Die Farbe wurde jetzt schieferblau, rote Rückenpunkte mit Härchen bewachsen, traten auf u. am After konnte man einen Nachschieber in Form einer Fleischwarze bemerken, den die Larve herausstülpen und wieder einziehen und damit ihre Stellungen fixieren konnte. Lange, kräftige Beine befähigten die Larven zu behenden, sicheren Bewegungen. Ich sah, wie die Larven sich auf die Blattlauskolonien zu bewegten, dort mit den Vorderbeinen ein Opfer ergriffen, es ausliefen und nur den leeren Balg zurück ließen. Eine Laus nach der anderen wurde ergriffen und vernich-

tet. War die Larve gesättigt, so streckte sie sich entweder behaglich zur Ruhe aus oder krümmte den Leib, Kopf und Schwanzende einander zugekehrt. Doch schon bald stellte sich wieder Appetit ein und aufs neue begann die Jagd nach Beute. — Täglich erschießen neue Larven und gar bald war der Schneeballstrauch von Blattläusen frei. Die Larven der Marienkäfer waren ebenfalls verschwunden. Vereinzelt nur sah ich Larven mit der Warze des Aftergliedes an Blättern oder Blattstielen hängen. Viele fanden sich schon im ausgebildeten Puppenstadium und nach einer Woche kamen bereits die Käfer heraus.

Es gibt in Deutschland ca. 20 Arten von Marienkäfern. Der Volksmund nennt sie auch Herrgottschühnchen, Sonnentälchen, Gotteskäferchen usw. Wir Menschen finden in den Marienkäfern ein sehr nützliches Insekt und haben allen Grund, es in allen seinen Entwicklungsstadien zu schonen, als Ei, Larve, Puppe und als vollkommen ausgebildeten Insekt. Die Marienkäferchen ist vollständig geworden und muß dem Volke lieb erhalten werden. Wenn man in Ansehung dessen die Sitte der Kinder, ein Sonnenkäferchen auf die Hand zu nehmen und es bei Abingen eines Liebdchens zum Fortfliegen anzuweisen, gern bestehen läßt, so soll man doch darauf achten, daß das nützliche Tierchen bei solchen Gelegenheiten nicht gequält wird.

Pilze der Heimat.

Wieder ist es Spätsommer; der Tisch der Natur ist reich gedeckt, damit der Mensch ernte und sich sättige. Eine Unmenge Nährstoffe geht in dieser Zeit verloren durch Boreingenommenheit oder Unkenntnis; denn wer sammelt und ist bei uns Pilze? Und doch sind Pilze nicht nur ein billiges, sondern auch ein vorzügliches und schmackhaftes Nahrungsmittel, reich an Eiweiß und Nährsalzen. Ueberall sprießen sie bei der feuchtwarmen Witterung der letzten Zeit empor, in Wald und Feld, auf Wiesen und auf Triften. Wir brauchen nur hinaus zu gehen und zu sammeln, um uns eine reiche Mahlzeit zu verschaffen. Freilich kennen muß man die Pilze; denn neben den wohlbekömmlichen gibt es auch giftige, sehr giftige sogar. Für diejenigen, die Pilze sammeln, gelte als erste Regel: „Nimm nur Pilze, die du sicher kennst.“ Da Pilze schnell vergehen, die meisten eßbaren Pilze aber in dem Stadium des Vergehens wenig bekömmlich sind, so merke man sich als zweite Regel: Sammle nur junge, reife Pilze, und bereite sie möglichst bald. Von den hiesigen Pilzen sollen hier besonders drei zum Sammeln empfohlen werden, die leicht und sicher zu erkennen und schmackhaft und nahrhaft sind: der Champignon, der Pfifferling (Eierschwamm) und der Steinpilz (Herrenpilz).

1. Der Champignon wächst am liebsten auf Weiden und Triften, eine Abart (Wald-Champignon, vergilbender Champignon) in Tannenwäldern. Er ist ein Blätterpilz, der bei voller Entwicklung auf kräftigem Stiele einen flachgewölbten, weißen Hut trägt. Unter dem Hute hängen vom Mittelpunkte zum Rande blattartige Gebilde (Lamellen), die anfangs rosarot sind, später schokoladenbraun und dann schwarz werden. Beim Aufsprießen ist der Pilz wie eine Kugel geschlossen, dann ist er am besten und schmackhaftesten. Beim Aufwachsen reißt die Haut, die den Pilz einhüllt und die rosa Lamellen von unten bedeckt, am Rande und bleibt als Ring (Stunke) hängen. Auf dem Hute bildet die zerrissene Oberhaut bisweilen Schuppen mit bräunlichen Rändern. Solange der Pilz rosa Lamellen hat und nicht von Würmern angefressen ist, kann er unbedenklich roh und zubereitet genossen werden. Wenn die Lamellen schwarz geworden sind, lasse ich ihn stehen. Der sehr giftige Knollenblätterschwamm, der leicht mit dem Champignon verwechselt werden kann, kommt hier nicht häufig vor. Er wächst meist im Walde und hat weiße Lamellen unter dem Hute und einen am Grunde knollig verdickten Stumpf mit häutiger Scheide.

2. Der Pfifferling (Eierschwamm, Gelfling) gehört zu den Stielpilzen und wächst am liebsten im Walde, besonders im Tannenwalde. Stiel und Hut des Pilzes bilden, da sie allmählich in einander übergehen, einen einheitlichen Körper, dessen oberer Teil (Hut) anfangs gewölbt, später trichterförmig vertieft ist. Der Stielrand ist krauswellig, oft eingerissen, und von ihm ver-